

Maria Knissel  
Drei Worte auf einmal



Maria Knissel

# Drei Worte auf einmal

Roman

SOCIETÄTS  
VERLAG

Alle Rechte vorbehalten • Societäts-Verlag  
© 2012 Frankfurter Societäts-Medien GmbH  
Satz: Nicole Ehrlich, Societäts-Verlag  
Umschlaggestaltung: Nicole Ehrlich, Societäts-Verlag  
Umschlagabbildung: © Benjamin Haas - Fotolia.com  
Druck und Verarbeitung: freiburger graphische betriebe  
Printed in Germany 2012

ISBN 978-3-942921-82-4

*Für meine Eltern*



# 1977

## 5. September

„Sieh mal“, sagte Vater und zeigte auf den braunen Hügel vor uns. Er zog ein weißes Taschentuch aus seiner Hose, beugte sich vor und legte es mitten auf den Haufen. Innerhalb von Sekunden war das Tuch bedeckt von großen, wimmelnden Ameisen. Vater lächelte, als er meinen fragenden Blick sah. „Man braucht ein bisschen Geduld.“ Als das Tuch kaum noch zu sehen war, fasste er es an einem Zipfel, schüttelte es kräftig aus und hielt es mir vor die Nase. Ich musste husten.

„Ameisensäure“, lachte Vater, faltete das Tuch zusammen und steckte es wieder in die Tasche, „sie versuchen, sich damit zu verteidigen.“

Lange beobachteten wir anschließend die Ameisen, wie sie in endlosen Reihen hintereinander herliefen, eine schwerer beladen als die andere. Manche schafften es kaum mit ihrer Last, die mehrfach größer war als sie selbst, sie stolperten, fielen um, fielen zurück, aber unermüdlich krochen sie weiter, reihten sich wieder ein, Hunderte, Tausende, um unbeirrt ihrem Ziel entgegen zu streben.

„Ameisenhaufen sind Meisterbauten“, sagte Vater, „alles hat in ihnen seine Ordnung, jede einzelne Ameise ihren Platz und ihre Aufgabe. Alle wissen genau, wo sie hingehören, und jede macht sich nützlich für das Ganze.“ Er sah auf die Uhr. „Schon halb acht. Jetzt aber schnell!“

Vor unserem Haus ließ Vater den Motor laufen, stieg aus und öffnete das Tor. Als hätte er darauf gewartet, tauchte Klaus auf seinem Motorrad in der Garageneinfahrt auf: groß, dünn, die Lederjacke halb offen, die langen Beine in einer zerrissenen

Schlagjeans. Er rollte vorwärts und manövrierte sich durch die Lücke zwischen dem Torpfosten und unserem Auto. Sein Gesicht erschien hinter der Scheibe. „Alles klar, Kleiner?“ Ich ärgerte mich, weil er mich immer noch „Kleiner“ nannte, und gab ihm keine Antwort. Er setzte seinen Helm auf, legte einen Moment seine behandschuhte Hand auf die Scheibe, dann fuhr er davon.

„Wenn der Junge sich doch wenigstens mal die Haare schneiden lassen würde“, murmelte Vater, als er sich auf den Fahrersitz fallen ließ.

Weil wir so spät waren, rechnete ich mit einem strengen Blick von Mutter, aber als wir in die Küche kamen, stand sie da und knetete ein Geschirrtuch in den Händen. Im Wohnzimmer lief der Fernseher. Sie sah Vater an: „Die haben schon wieder jemanden entführt.“

Ein heller Mercedes, Waffen auf der Kühlerhaube, die Tür offen, davor auf der Straße liegend ein Mensch. Der Reporter hatte nach Erklärungen gerungen, vier Männer tot, Hanns-Martin Schleyer nicht dabei, mehr wusste er auch nicht. Ich starrte abwechselnd Gerd Müller an der Wand neben mir an und den Mond, der durch das Dachfenster schien. Es war warm hier in meinem kleinen Zimmer und ich konnte nicht schlafen. Ich hatte keine Ahnung, was ein Arbeitgeberpräsident war, aber ich hatte die Spannung gespürt, mit der meine Eltern die Nachrichten verfolgten, und wäre gern noch bei ihnen geblieben, auf meinem Platz auf dem braunen Cordsofa, das wir letztes Jahr angeschafft hatten. Noch lieber hätte ich mich sogar ausgestreckt und meinen Kopf auf Mutters Schoß gelegt, aber dazu war ich jetzt wirklich zu alt mit dreizehn Jahren. Und nun ließen mich die Bilder nicht mehr los.

Ohnehin schlief ich selten gut ein. An den meisten Abenden lag ich noch lange wach, weil meine Eltern fanden, dass ein Junge in meinem Alter um neun ins Bett gehört. Ich nutzte die Zeit trotzdem. Mal war ich Old Shatterhand, mal Max Greger, meistens aber Gerd Müller. Manchmal, an mond hellen Aben-



den wie diesem, machte ich mich auch auf ins All, sah mich in einem weißen klobigen Weltraumanzug aus dem Raumschiff steigen, die Hand zum Gruß heben, auf den Kraterboden springen und nach dem Aufkommen sogleich wieder in die Luft schweben, ganz leicht.

Oder ich verfolgte die Autos, die draußen vorbeifuhren. Sehen konnte ich sie nicht, aber wenn ich aus der Ferne eines heranrollen hörte, begann ich zu zählen und versuchte, genau in dem Moment bei zehn anzukommen, in dem es am Haus vorbeifuhr, dann, wenn das Brummen des Motors am lautesten war. Danach veränderte sich der Ton. Ein Auto von vorn klang heller als ein Auto von hinten, das hatte ich herausgefunden, weil ich manchmal mitsummte.

Das Auto, das sich jetzt näherte, hielt genau bei zehn. Der Motor ging aus, blaues Licht pulste durchs Fenster, Türen schlugen zu. Ich fuhr aus dem Bett auf und spähte hinaus. Ein dunkler Wagen stand vor unserem Haus. Es klingelte. Ich huschte zur Tür und öffnete sie einen Spalt. „Polizei“, sagte einer der Männer. Was er weiter sagte, konnte ich nicht verstehen, aber selbst über die zwei Stockwerke hinweg nahm ich in seiner tiefen Stimme etwas wahr, das ich nicht kannte. Mir wurde kalt.

Dann begann Mutter zu schreien.

Noch nie hatte ich sie, noch nie überhaupt einen Menschen so schreien gehört: wie ein Kranich, dem im Flug der Flügel abgeschossen wird. Ich presste die Hände auf die Ohren, stolperte in mein Bett zurück, verkroch mich unter der Decke, aber ich hörte es immer noch, als schrie sie direkt in mein Ohr.

Zitternd wartete ich darauf, dass sich die Tür öffnen, Mutter vor meinem Bett stehen und mir die Haare aus der Stirn streichen würde, ihr Lächeln besorgt, weil ich schon wieder schlecht geträumt hatte. Doch nicht sie kam, sondern Vater. Er blieb in der Tür stehen, eine dunkle Silhouette, im Sekundentakt in blaues Licht geworfen.

„Klaus“, stieß er hervor, „ein Unfall. Wir müssen zu ihm.“

Die Tür schloss sich wieder.

„Papa!“ Ich sprang auf und rannte ins Treppenhaus. „Kann ich mitkommen?“, aber in dem Moment hörte ich schon die Haustür schlagen.

Licht schien durch meine geschlossenen Lider. Ich blinzelte und warf einen Blick auf den Wecker. Es war schon nach neun! Irgendwann musste ich doch eingeschlafen sein in dieser Nacht, in der das Schreien in meinem Kopf immer schriller geworden war, bis ich begonnen hatte, es zu übertönen mit Melodien, die ich summte, wahllos und laut.

Ich stand auf, schlich die Treppe hinunter, lauschte. Kein Klappern mit Geschirr, keine Musik aus dem Radio, keine Stimmen.

Vorsichtig öffnete ich die Tür zur Küche.

Vater saß auf seinem Stuhl, vornübergebeugt, den Kopf in den Händen vergraben. Mühsam richtete er sich auf. Sein Gesicht war grau und noch schmaler als sonst, unter den Augen zeigten sich tiefe Schatten. Ich ging auf Zehenspitzen und setzte mich neben ihn. Nichts war zu hören außer dem Ticken der Uhr.

„Muss ich heute nicht in die Schule?“

Er schüttelte den Kopf.

„Was ist mit Klaus?“

„Er liegt im Krankenhaus.“

„Was hat er?“

„Er ist verletzt, an den Beinen ...“

Ich zog die Knie an und umschloss sie mit meinen Armen.

„... und am Kopf.“

Das Schweigen, das sich in der Küche ausbreitete, war so laut, dass ich nicht wagte zu fragen, was Klaus genau passiert war, wie lange er noch im Krankenhaus bleiben würde, wann ich ihn besuchen könne, wo Mutter sei.

„Habt ihr schon gefrühstückt?“

Wieder schüttelte Vater den Kopf.

Ich schnitt eine Scheibe Brot ab, strich Margarine und Marmelade darauf, legte alles auf einen Teller und aß, obwohl ich nichts schmeckte.

Das Schweigen hörte den ganzen Tag nicht auf, auch nicht, als Mutter endlich kam und seltsame Blicke mit Vater wechselte. Es machte sich breit im ganzen Haus, nahm jeden Raum vom Keller bis zum Dachboden in Besitz, drang in jede Ecke, jede Ritze. Wenn ich an Klaus' Zimmer vorbeiging, das neben meinem lag, kroch es mir durch die geschlossene Tür entgegen, aus der sonst immer laute Musik dröhnte, sobald er zu Hause war.

Mein Pausenbrot lag schon auf dem Tisch, als ich am nächsten Morgen herunterkam. Mutter telefonierte im Flur. „Moment“, sagte sie in den Hörer, als ich aus der Küche schlich, und presste die Hand auf die Muschel. Ich fürchtete, dass sie an meinem Kragen herumhantieren oder, noch schlimmer, mir einen Kuss geben würde, aber sie wartete nur mit angehaltenem Atem, bis ich mich an ihr vorbeigedrückt hatte. Erleichtert lief ich die Treppe hinunter und an der Einliegerwohnung im Erdgeschoss vorbei.

Der Weg zur Immanuel-Kant-Schule war eigentlich nicht weit: zuerst die Beethovenstraße hinunter, in der sich die Häuser und Garagen aneinanderreihen. Jeden Briefkasten, jeden Vorgarten kannte ich in- und auswendig. Zuerst kam Schröders Haus. Im Sommer hatten sie ihren Zaun gestrichen, der seitdem einen beißenden Geruch verströmte. War ich dort vorbei, begann schon der Hund aus dem übernächsten Haus zu bellen. Früher hatte ich die Straßenseite gewechselt, weil ich Angst vor ihm hatte, wenn er seine Schnauze durch den Zaun drückte und die Zähne unter den hochgezogenen Lefzen bleckte. Jetzt machte ich mir jeden Morgen einen Spaß daraus, mit einem kleinen Stöckchen am Zaun entlangzustreichen und ihn so zum Rasen zu bringen.

An der Ecke zur Haßlocher Straße sah ich schon Martin. Er dribbelte einen Tennisball vor sich her, und als er auf zehn Meter herangekommen war, passte er ihn mir zu. Ich nahm an und ließ den Ball ein paar Mal auf meinem Fuß auf- und abspringen, bevor ich ihn zurückpasste.

„Ich hab's“, sagte Martin atemlos.

„Was?“

„Rainer Bonhof!“

„Bonhof?“

„Das Sammelbild! Das war doch das einzige, das mir noch fehlte.“

„Sammelst du die etwa immer noch?“ Ich hatte meine Sammlung von der WM-Mannschaft nie komplettiert. Breitner hatte mir noch gefehlt, aber den hatte nie jemand, und nachdem mein ganzes Taschengeld für den zigsten Müller, Beckenbauer und Hoeneß draufgegangen war, hatte ich die Lust am Bildersammeln verloren.

„Klar! Jetzt habe ich alle. Die ganze Borussia.“

Martin war Gladbachfan. Ich hielt zu Bayern, die sich allerdings mit ihrem eins zu eins gegen Bochum am letzten Samstag nicht gerade mit Ruhm bekleckert hatten.

„Wieso warst du gestern eigentlich nicht in der Schule?“, fragte Martin, immer noch den Ball vor sich her kickend. Sollte ich ihm von Klaus' Unfall erzählen? Er würde nachfragen, dabei konnte er sehr hartnäckig sein, und ich würde zugeben müssen, dass ich selbst kaum etwas wusste.

„Krank.“ Ich schoss den Tennisball ein Stück nach vorn und wir sprinteten gleichzeitig los.

Kurz bevor wir die Schule erreichten, hörten wir wie auf Verabredung auf zu rennen, gingen gemächlich an den Oberstufenschülern vorbei, die vor dem Tor rauchten, und betreten den Schulhof im lässigen Schlenderschritt. Martin zog einem Jungen aus der Fünften im Vorbeigehen die Kappe vom Kopf und warf sie in einen Busch. Ich ließ unauffällig meinen Blick über den Hof schweifen. Ein paar kleine Mädchen sprangen Hüpfseil. Aus der Toilette kam eine Gruppe von Neuntklässlerinnen. Sie rauchten immer auf dem Klo, weil sie es vor dem Tor noch nicht durften, aber man roch es meilenweit gegen den Wind. Ulrike stand wie immer mit ihren beiden Freundinnen zusammen. Martin und ich nann-

ten sie die „Hühner“, weil es sich anhörte wie Gackern, wenn sie die Köpfe zusammensteckten und kicherten, und das taten sie eigentlich andauernd. Auch jetzt, als Ulrike zu mir herübersah und ich schnell wegguckte. Martin, der so etwas nie mitbekam, war schon auf halbem Weg zu den Jungs am anderen Ende des Platzes: „Komm!“ Ich folgte ihm, aber dann blieb ich stehen.

Alles sah wie immer aus. Aber es hörte sich seltsam an. Das rhythmische *Eins, zwei, drei* der seilhüpfenden Mädchen, das dissonante Konzert der vielen Stimmen, das Reiben der Sohlen auf dem Asphalt: Alles klang, als stünde ich unter einer Glocke aus Glas.

„Christopher?“ Die Hand auf meinem Tisch war schmal, die Haut runzlig, und es machte ‚Klick‘, als der Fingerring auf das Holz traf. Ich hob den Kopf und blickte in die wimpernlosen Augen unserer Klassenlehrerin. Frau Pruhn war mindestens seit dem Zweiten Weltkrieg Lehrerin, sah aus wie ein zu hoch gewachsener Truthahn und betonte bei jeder Gelegenheit, wie wenig sie von den neuen reformpädagogischen Ansätzen hielt, die sich überall breit machten. Auch von Schülern, die nicht aufpassten, hielt sie nichts. „Ich habe dich jetzt schon zweimal aufgerufen.“

„Oh.“

Hinter mir kicherte es, aber Frau Pruhns strenger Blick sorgte schnell für Ruhe.

„Und?“ Sie verschränkte die Arme vor der Brust.

„Ich ...“

„Wo warst du eigentlich gestern?“

„Krank.“

„Und wo ist die Entschuldigung?“

„Bringe ich morgen mit.“

Sie schob den Kopf vor, dann griff sie unter mein Kinn und hob mein Gesicht. „Um Himmels willen, Junge, ist dir nicht gut? Du bist ja furchtbar blass!“

„Alles in Ordnung“, murmelte ich mit zusammengepressten Kiefern und wollte nur, dass sie sofort ihre Finger von meinem Kinn nehmen würde.

„Mann, das war doch 'ne Steilvorlage!“, flüsterte Martin, als Frau Pruhn wieder nach vorn ging, „du hättest glatt nach Hause gehen können.“

Nach Hause. Ich schluckte.

Auf dem Tisch im Esszimmer stand ein einzelner Teller, auf den Mutter Kartoffeln, eine Frikadelle und zwei Löffel Kohl häufte. „Ich habe keinen Hunger“, murmelte sie und verschwand in der Küche. Ich stocherte mit der Gabel in dem hellgrünen Brei herum und hörte, wie sie Spülwasser einließ. Kohl mochte ich ebenso wenig wie aufgewärmte Kartoffeln. Ich nahm einen Bissen von der Frikadelle.

„Hast du dein Tischgebet gesprochen?“ Mutter kam wieder herein, ging an mir vorbei zum Fenster und blickte hinunter auf die Straße. Ich brummte und hoffte, dass sie es als Zustimmung durchgehen lassen würde. Ihre Silhouette zeichnete sich gegen das Licht ab. Ihr Haar, das sie sonst meistens offen trug, hatte sie zu einem unordentlichen Knoten zusammengesteckt. Regungslos stand sie da. Es war unheimlich, sie so zu sehen, sie, die sonst immer in Bewegung war, der nie etwas schnell genug gehen konnte.

„Mama?“

„Wir fahren gleich nach Mainz. In die Uni.“ Auch ihre Stimme klang ungewohnt. Dünn und höher als sonst.

„Die Uni?“

„Die Uniklinik. Das Krankenhaus, in dem Klaus liegt.“ Sie strich mit den Händen über ihre Oberarme, als würde sie frieren.

Ich legte die Gabel auf den Tisch. „Kann ich mit?“

Sie schüttelte den Kopf. „Das hat keinen Sinn. Er ...“, sie schlug die Hand vor den Mund, „... er liegt ja noch im Koma.“ Sie verschwand in der Küche, bevor ich sie fragen konnte, was das war.

„Bete für deinen Bruder, ja?“, sagte sie kurz darauf, als sie noch einmal den Kopf durch die Tür steckte. Dann klapperten ihre Absätze auf der Treppe. Aus dem Fenster sah ich zu, wie Vater mit unserem Opel Rekord vor dem Haus vorfuhr und Mutter noch einmal ihren dunkelroten Mantel glatt strich, bevor sie einstieg. *Das Auto habt ihr aber nicht nach deinem Mantel ausgesucht?* Klaus' Stimme kam mir in den Kopf und die Erinnerung an sein Lachen zog mir den Magen zusammen. Ich schüttete den Kohl und die Kartoffeln ins Klo und stellte den Teller ins Spülbecken.

Und jetzt? Mutter hätte darauf bestanden, dass ich mich an den Tisch setzte und Hausaufgaben erledigte. Aber sie war nicht da, also ging ich hoch in mein Zimmer, nahm mein Saxofon vom Ständer und spielte ein bisschen.

Als ich wieder ins Wohnzimmer kam, fiel mir ein Bilderrahmen auf, der auf dem Beistelltisch in der Ecke aufgestellt war, auf dem sonst nur eine Vase mit Trockenblumen stand. Es musste ein altes Foto von Klaus sein, denn ich erkannte ihn nicht auf den ersten Blick. Die Haare reichten ihm nicht einmal bis zu den Schultern und sein Gesicht sah weich aus. Rechts und links vom Bild standen Kerzen und dahinter ein gusseisernes Kreuz mit einem Jesus, dessen Schmerz ins ganze Zimmer ausstrahlte. Die fünf Wunden schimmerten rot. Ich wandte mich ab und sah im Regal neben dem Tisch Mutters Rosenkranz liegen. Ich ließ die dunklen Perlen durch meine Finger gleiten, jede einzelne ein Vaterunser oder ein Gegrüßet-seiest-du-Maria, dachte an endlose Andachten, kniend auf hartem Holz, an bunte Muster, die die Sonnenstrahlen durch die Kirchenfenster an die Wände malten und zeigten, wie schön das Wetter draußen war.

*Bete für deinen Bruder.* Seine Verletzungen mussten schlimm sein. Ein Bild mit Kerzen hatten meine Eltern zum letzten Mal aufgestellt, als meine Großmutter krank war, und kurz danach war sie gestorben. Aber Klaus war jung und gesund und hatte

bloß einen Motorradunfall gehabt. Nach drei Perlen machte ich Schluss, nahm meinen Fußball und übte Torschüsse im Hof.

\* \* \*

„Kommt dein Vater auch zum Spiel am Sonntag?“

Martin und ich kickten den Fußball schon auf dem Weg zum Training vor uns her. Er war größer als ich, seine Beine muskulöser, und obwohl er nur drei Monate älter war, zeigten sich schon dunkle Haare über seiner Oberlippe, die er ständig mit der Hand befühlte.

„Nee, ich glaube nicht.“

„Klaus hatte einen Unfall, richtig?“

„Mmmh.“

„Hat er schlimme Verletzungen?“

„Ja, schon.“

„Was denn für welche?“

„An den Beinen. Und am Kopf. Er ist auf der Intensiv in der Uni.“

Martin piffte durch die Zähne. Auch darum beneidete ich ihn. Obwohl ich es lange geübt hatte, schaffte ich es nur, wenn ich zwei Finger zu Hilfe nahm.

„Hast du ihn schon besucht?“

„Nein.“

„Nein? Der Unfall ist doch schon vier Tage her.“

„Er liegt ja noch im Koma.“

„Ach so.“ Ich sah Martin an, dass er auch nicht wusste, was Koma bedeutete. Mir hatte es Mutter inzwischen erklärt: 'Es ist, als ob er schläft.'

Martin nahm den Ball in die Hand, blieb stehen und sah mich von der Seite an. „Warum hast du mir eigentlich nichts von dem Unfall erzählt?“

Ich zuckte mit den Achseln.

„Mein Vater sagt, er ist mit dem Motorrad voll Karacho in einen riesigen Steinhaufen gefahren“, sagte Martin.



Ich trat ihm den Ball aus den Händen und rannte los. Die Trainingstasche schlug mir bei jedem Schritt schmerzhaft in die Seite, aber ich verteidigte den Ball, bis wir am Platz ankamen.

Lutz war schon da und sah den ganz Kleinen zu, die vor uns Training hatten. Ich hatte unseren Trainer noch nie in anderer Kleidung gesehen als im grün-weißen Trainingsanzug der SG Eintracht Rüsselsheim. Ich hatte ihn auch noch nie über etwas anderes als Fußball reden gehört, dafür hatte er allerdings bei diesem Thema klare Meinungen. Zum Beispiel, dass „die da oben“ viel zu viel Geld verdienten, Vereinswechsler Verräter seien und Mädchen und Memmen beim Fußball nichts verloren hätten. „Die sollen lieber rhythmische Sportgymnastik machen.“ Das war sein Lieblingspruch. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass er stolz darauf war, so komplizierte Wörter zu kennen und sie nun so oft wie möglich anbringen wollte. Zu Memmen zählte er alle, die keine sechs Runden um den Platz schafften oder bei seinem Sprinttraining Seitenstechen bekamen. Er selbst war bei den Alten Herren, von denen jetzt einige bei ihm standen und ihren Söhnen auf dem Platz zusahen.

„Die haben echt keinen Plan“, sagte ich zu Martin und deutete auf die kleinen Jungs, die alle gleichzeitig dem Ball hinterherliefen, bis einer ihn woandershin schoss, woraufhin sie die Richtung wechselten wie ein Rudel Hunde, dem man ein Stück Fleisch hinwirft. Lächelnd gingen wir an der Linie entlang zu Lutz. Er klatschte Martin zur Begrüßung ab. Auch ich hob die Hand, aber Lutz ergriff sie und legte mir die andere auf die Schulter. Ich sah ihn an, weil ich dachte, dass er mir etwas sagen wolle, aber er klopfte nur noch einmal unbeholfen auf meine Schulter mit einem Gesicht, als seien wir gerade in die Kreisliga abgestiegen, und auch die Männer um ihn herum machten betretene Gesichter und wippten auf ihren Zehen auf und ab.

Später beim Training bekam ich Seitenstechen. Das war mir noch nie passiert. Ich presste die Hand auf die Rippen und rannte weiter, bis ich es nicht mehr aushielt und stehen blieb, die Hände auf die Knie gestützt, japsend nach Luft. Zu allem

Überfluss stiegen mir auch noch Tränen in die Augen. Martin blieb neben mir stehen. „Alles klar?“

„Hau ab!“

Als wir in die Kabine gingen, schlich ich mit gesenktem Kopf an Lutz vorbei, aber er sagte nichts von Memmen und Mädchen und rhythmischer Sportgymnastik, sondern klopfte mir wieder auf den Rücken und fragte in väterlichem Ton, ob ich Seitenstechen gehabt hätte, das könne ja jedem mal passieren.

„Was ist denn mit dem los?“, fragte Martin.

„Keine Ahnung.“

\* \* \*

Schon seit Wochen ging es in den Nachrichten jeden Tag um den entführten Arbeitgeberpräsidenten, doch die Bilder, die ihn mit einem Schild vor der Brust und einem Stern hinter ihm zeigten, schienen meine Eltern nicht zu berühren. Nur einmal sagte Mutter: „Schrecklich, nicht wahr?“, aber Vater antwortete nicht.

Ein Flugzeug war entführt worden und gestern hatten sich zwei Terroristen im Gefängnis umgebracht. Heute hatte man Schleyer gefunden. Als im Fernseher das Auto gezeigt wurde, in dessen Kofferraum seine Leiche gelegen hatte, stand Vater auf und ging hinaus.

„Wo geht er hin?“

Mutter antwortete nicht, sondern verschwand in der Küche. Es war Dienstag, und als nach den Nachrichten *Was bin ich* kam, blieb ich sitzen. Schließlich hatte niemand gesagt, dass ich Zähne putzen und ins Bett gehen sollte. Robert Lembke hatte fünf Sparschweine vor sich aufgereiht, und der Mann neben ihm wurde in weißer, eingeblendeter Schrift als „Eisenbahnanlagenbauer“ vorgestellt. Mutter kam zurück und stellte ein Schälchen Erdnussflips auf den Tisch. Auch das war neu, etwas zum Knabbern hatte es bislang nur am Wochenende gegeben,

wenn wir *Am laufenden Band* oder *Musik ist Trumpf* guckten. Ich nahm eine Handvoll Flips und steckte sie in den Mund.

„Haben Sie im entferntesten Sinne etwas mit Sport zu tun?“, fragte Guido. Er stellte immer die cleversten Fragen und wurde deshalb „Ratefuchs“ genannt. „Nein“. Robert Lembke steckte fünf Mark in ein Sparschwein. Jetzt war Annette an der Reihe: „Kommen Sie eher aus dem technischen Bereich?“

Ich war gespannt, ob die vier Ratenden den Beruf rechtzeitig herausfinden würden. „Er ist Eisenbahnanlagenbauer“, sagte ich mit vollem Mund. Mutter antwortete nicht. Stattdessen kam ein leises Wimmern. Die Flips in meinem Mund verwandelten sich in Pappe. Verstohlen sah ich Mutter an. Sie presste die Lippen aufeinander, als wollte sie nicht noch einmal einen Ton herauslassen. Aus ihrem Auge drückte sich eine Träne und wurde zu einer glänzenden Spur auf ihrer Wange.

„Mama?“, fragte ich vorsichtig. Als hätte ich es dadurch noch schlimmer gemacht, beugte sie sich nach vorn und vergrub ihr Gesicht in den Händen, sodass ich nur noch ihre zuckenden Schultern und die herunterhängenden Haare sah, die im Takt mitschwangen. Lembke drückte dem Eisenbahnanlagenbauer das geblünte Sparschwein in die Hand. Die Leute klatschten. Mutter gab wieder ein Geräusch von sich, das klang wie das Winseln eines Welpen. Was sollte ich tun? Vater holen? Sie trösten? Sie in den Arm nehmen? Und wenn es etwas mit mir zu tun hatte? Ich legte meine Fingerspitzen auf ihren Arm, aber sie zuckte bei der Berührung zusammen und ich zog die Hand schnell wieder zurück. Auf Zehenspitzen schlich ich aus dem Wohnzimmer.

Als ich die Tür zur Werkstatt öffnete, stand Vater vor der Werkbank und starrte auf das Brett an der Wand, das er dort montiert und auf dem er Halterungen befestigt hatte, in denen die Schraubenzieher und Maulschlüssel hingen. Zwei ganze Reihen, der Größe nach geordnet, darunter kleine Holzkisten mit verschiedenen Schrauben und Muttern.

In der Hand hielt er die neue Bohrmaschine, die er erst vor einigen Monaten gekauft hatte. Als er mir den Kopf zuwandte,

schien er mich gar nicht zu sehen. Wie oft in den letzten Wochen war es, als ob er durch mich hindurchblickte und etwas fokussierte, das irgendwo hinter mir lag, in der Ferne. Aber die gab es hier doch gar nicht, es gab nur die kleine Werkstatt, mit ihm und mir und hinter mir die Tür, die ich jetzt vorsichtig schloss.

„Mein Junge“, sagte er schließlich. „Hat deine Mutter dich noch nicht ins Bett geschickt?“

Ich schüttelte den Kopf und trat neben ihn an die Werkbank. „Was machst du?“ Meine Stimme schlug Kapriolen, wechselte zwischen hoch und tief. Vater blickte auf die Maschine in seinen Händen.

„Ich wollte gerade einen Bohrer heraussuchen.“

„Aber es ist doch schon einer drin.“

Vater atmete tief ein. Seine Stimme war belegt, als er mir erklärte, dass dies ein Steinbohrer sei, was man an der verstärkten Spitze erkennen könne. Er deutete auf den Bohrer, der vorn ein wenig breiter war. „Jetzt“, sagte er, „brauche ich einen Holzbohrer. Der hat vorn eine Zentrierspitze.“ Er legte die Bohrmaschine auf die Werkbank und zog eine Schublade auf, aus der er eine kleine metallene Kiste herausnahm, stellte sie auf die Werkbank und hob den Deckel ab. Sie enthielt verschiedene Sortimente von Bohrern. Er zog einen heraus. „Holz ist weich“, sagte er, „bei Metall oder Stein würde eine so feine Spitze sofort zerbrechen.“

Dann zeigte er mir, wie man den Bohrer wechselt. Anschließend schloss er die Metallkiste wieder und legte sie zurück in die Schublade.

„Jetzt musst du aber hochgehen.“

Ich hatte die Klinke schon in der Hand, da drehte ich mich noch einmal um.

„Papa?“

„Ja?“

„Mama weint.“

Er sah mich an, wieder mit diesem fernen Blick, und nickte.